

Meine Kindheit in Südafrika Prost

26.09.2012 · Ein Kind, das in den fünfzigern in Südafrika aufwächst, sieht in der Welt mehr als Sand, Meer und Sonne. Mit nur einem kurzen Wort drängt sie ihm ihre ganze Komplexität auf.

Von Emanuel Derman

[Artikel](#) [Bilder \(6\)](#) [Lesermeinungen \(0\)](#)



© Derman Emanuel Dermans von einem Hausmädchen begleitete Schwestern auf einer ausgestopften Löwin in Muizenberg

Spät in seinem Leben, als seine Wurzeln ihn eigentlich sicher hätten halten sollen, verlor er seinen Halt, und das erschien unschicklich. Aber wer bestimmte, was schicklich war?

Im Sommer 1956, als er elf Jahre alt war, galten als besonders angesagt fluoreszierende Socken in Limettengrün oder Neonpink, die im Dunkeln leuchteten, wenn sie abends am Strand entlangbummelten. Dieses Bummeln war die lokale Ausprägung dessen, was seine Eltern „shpatzieren“ nannten, jenes vor dem Zweiten Weltkrieg übliche langsame Flanieren auf der Hauptstraße an sommerlichen Samstag- oder Sonntagnachmittagen, die Männer in weißen Anzügen Arm in Arm mit ihren Sonnenschirm tragenden Frauen, ihren Hut lüftend vor den Frauen am jeweiligen Arm eines anderen, die ihrerseits mit einem Lächeln antworteten.

Hier im südlichen Kapstadt (dessen englischen Namen Cape Town seine Mutter, so hatte sie ihm gesagt, „Kap-eh-to-wen“ aussprach, als sie erfuhr, dass sie aus Polen dorthin auswandern würde) trug niemand weiße Anzüge. Hier flanierten Teenager und Eltern in Freizeitkleidung über die erhöhte Promenade in Muizenberg oder die gewundenen Pflasterwege neben den Rasenflächen an der Beach Road in Sea Point.

Ein Ort für Tagesausflüge

Muizenberg war ein südafrikanisches Brighton oder Blackpool, ein Seebad im englischen Kolonialstil, bevorzugtes Urlaubsziel für jüdische Einwanderer, die im südlichen Teil des Kontinents lebten. Über mehrere Jahre verbrachte seine Familie im Sommer zwei Wochen im „Queen’s Hotel“, einem schäbigen dreistöckigen Etablissement, das Verwandten seines Vaters gehörte und nur im Sommer geöffnet war. Alle Hotels in Muizenberg waren im Kolonialstil erbaut.

Zu allen Mahlzeiten, vom Frühstück bis zum Dinner, gehörte, wie es schien, gebratener Schellfisch, und in allen Räumen gab es einen Nachttopf für den Fall, dass man nachts urinieren musste, denn das gemeinsame Badezimmer befand sich am Ende des Flurs oder sogar eine halbe Treppe höher. Auf einem Formular bestellten die Eltern Kaffee oder Tee, der jeden Morgen um 6 oder 7 Uhr auf einem Tablett auf dem Zimmer serviert wurde: ein angeblicher Urlaubsluxus, dessen Sinn ihm allerdings entging. Denn weshalb sollte man sich, lange bevor man zum Frühstück ging, im Bett Kaffee servieren lassen und dann weiterschlafen?



© Derman

Emanuel Derman auf dem Arm seines Vaters

Eleganter und königlicher als das „Queen’s“, in dem seine Familie logierte, war das „Balmoral“, das von wohlhabenderen Besuchern aus Johannesburg bevorzugt wurde. Rhodesier mit ihrem besseren, britischer klingenden Akzent wohnten im „Rhodesia by the Sea“. Das örtliche Kino hieß „The Empire“. Der Boden dort war mit einer dünnen Schicht verschütteter und getrockneter Erfrischungsgetränke überzogen, die sich anföhlte und anhörte, als hätte man Klebestreifen an seinen nackten Füßen. Die oberen Räume waren den Farbigen vorbehalten, die im Erdgeschoss nicht zugelassen waren.

Muizenberg war auch ein Ort für Tagesausflüge. Wenn seine Familie nicht Ferien in dem Hotel machte, fuhren sie an Wochenenden oft auf einer schmalen Straße die vierzehn Meilen von Kapstadt-Mitte nach Muizenberg, für die sie manchmal mehr als eine Stunde benötigten. Sein eingewanderter Onkel, der sie gelegentlich in seinem schicken weißen Ford dorthin chauffierte, bestand darauf, auf halbem Weg eine Pause einzulegen und ein Viertelstündchen zu schlafen. Meist fuhr sie jedoch ihre Mutter in ihrem dunkelblauen, viertürigen 1948er Chevrolet und hielt unterwegs an, um bei farbigen Straßenhändlern Steigen voll Obst oder ganze Wassermelonen zu kaufen, die sie mit ihren Fingerknöcheln abklopfte.

Um die Mittagszeit ließen sich Massen von Tagesausflüglern auf den Rasenflächen in Muizenberg zum Picknick nieder. Die feineren unter ihnen packten Picknickkörbe aus, in denen sich sauber gestapeltes englisches Porzellan und durch Lederbänder gesicherte Sets von Messern und Gabeln mit Elfenbeingriffen befanden. Vor dem Mittagessen und danach

drängten sich alle unter Sonnenschirmen auf dem schmalen Sandstrand zwischen dem erhöhten Betonweg und dem Meer zusammen.

In der Snake Pit

Alle Strände in Muizenberg wurden von einer parallel zur Wasserkante verlaufenden Doppelreihe aus strahlend bunt (rot, gelb, blau oder grün) gestrichenen Strandhäuschen in zwei Hälften geteilt. Familien mieteten für die Badesaison eine Hälfte dieser in der Mitte geteilten Häuschen. Dort konnte man Strandausrüstung einschließen und aufbewahren und den Badeanzug scheinbar ungestört an- oder ausziehen. Zwei Freunde von ihm hatten in diesem Sommer heimlich kleine Löcher durch die Trennwand der Kabine ihrer Eltern gebohrt, durch die sie ihre attraktiven Kusinen in der Nachbarkabine beim Umziehen beobachteten.

Der Hausarzt seiner Familie, ein dürrer alter Mann mit Glatze, hatte dort gleichfalls ein Strandhäuschen. Wenn er nach dem Schwimmen aus dem kalten Wasser stieg, mit seinen dünnen Beinen, die aus einer sehr kurzen, an den elastischen Bündeln ausgeleiterten Badehose hervorkamen, schwang er die Arme vor und zurück wie ein Olympiaschwimmer, der sich vor dem Rennen am Beckenrand aufwärmte. Niemand kicherte über seine freizügige Badehose. Man hielt es für eine Marotte wie Einsteins wildes Haar oder die Gewohnheit, keine Socken zu tragen.

Die Snake Pit war der überfüllteste Strand in Muizenberg, ein Dreieck aus weißem Sand zwischen den Strandhäuschen und der Promenade, vollgestopft mit Teenagern beiderlei Geschlechts, die auf Badetüchern lagen. Farbige Männer wanderten über den Strand und verkauften Pappbecher mit Lychees für einen Shilling. In der Abenddämmerung suchten andere farbige Männer und Frauen den Sand systematisch nach verlorenen Münzen ab.



© Derman

Emanuel Derman folgt seinen Schwestern auf die Löwin

Bevor man an der Snake Pit den Strand betrat, war es üblich, sich auf die Promenade darüber zu setzen und die Beine von der Betonmauer herabbaumeln zu lassen. Man beobachtete die Szene, klärte ab, wer wo war, und erst dann ging man hinunter zu den Leuten, die man erkannt hatte.

In diesem Sommer, als er elf Jahre alt war, trugen die wirklich coolen Jungen und Mädchen in der Snake Pit schmale Halskettchen aus Gold oder Silber, an denen ein Davidstern hing. Es wirkte irgendwie sexy und schamlos, obwohl es nichts Religiöses hatte, wenn man dieses Symbol trug - eine törichte Antwort auf die Kreuze, wie Nichtjuden sie trugen. Er wollte auch

solch einen Davidstern haben, obwohl er tief in seinem Herzen wusste, dass es prost war, wenn Männer Schmuck trugen, dass es ihm peinlich war, danach zu fragen, und dass er niemals einen bekommen würde.

Die Silverbergs

Obwohl ihm nie jemand das Wort prost übersetzt hatte, wusste er, dass es der polnisch-jiddische Ausdruck für „vulgär“, „gewöhnlich“, „unkultiviert“, „unfein“, „ungeschliffen“ oder eine Mischung aus alledem war. Prost waren zum Beispiel die Silverbergs, die in derselben Straße wohnten wie seine Familie, deren Schulbildung kaum die Highschool überstieg und die gleich zweifach verdammt waren, weil sie auch von der jüdischen Kultur nur wenig wussten. Herr Silverberg watschelte mit seinem vorstehenden Bauch in einer Weise, die an eine Ente erinnerte und nichts mit „Shpatzieren“ zu tun hatte. Er kleidete sich auffällig und verkaufte auf Kredit Kleidung an Farbige, die den Kaufpreis in monatlichen Raten abstotterten. Er sprach fließend Afrikaans.

Er schlug seine Kinder mit einem Gürtel, wenn sie unartig gewesen waren, und scheuchte sie im Schlafzimmer umher, bis er sie gefangen hatte. Und wenn er fluchte, benutzte er englische statt der unverständlichen polnischen oder jiddischen Flüche. Frau Silverberg war zugleich ungepflegt und dürr, eine Kombination, die ihr ein säuerlich-unzufriedenes Aussehen verlieh. Sie hatte lange Fingernägel, die - eindeutig prost - zweifarbig in Scharlachrot und Silber lackiert waren, wobei die beiden Farben sich auf einer Diagonalen trafen, die von einem winzigen Pik- oder Kreuzzeichen überdeckt wurde. Ein paar Jahre später musste sie sich ihre Gebärmutter entfernen lassen, worüber alle in Andeutungen redeten, und danach wirkte Frau Silverberg noch gereizter als sonst.

Auf der Barmizwa-Feier des Sohns der Silverbergs, einem Dinner mit anschließendem Tanz im Bohemian Club, an dessen Eingang ein rotes Blinklicht rotierte, brachte jemand einen Toast auf die Eltern des Jungen aus. Der Toastmeister (es war in der ehemaligen Kolonie Südafrika) erinnerte sich daran, wie er und Herr Silverberg in ihrer Jugend Unfug getrieben hatten und in den Nachbargärten auf Bäume geklettert waren, um Loquatfrüchte zu stehlen. „Ist das alles, woran er sich erinnern kann?“, fragte der Vater des Jungen auf dem Heimweg im Auto. „Obst klauen?“ Das war prost.

Nizza in Südafrika

Shpatzieren. In Muizenberg flanierte man auf der Promenade, die mitten in der Luft über den Sanddünen endete, welche sich meilenweit jenseits des bevölkerten Teils des Strandes hinzogen. Dort bummelte man nur, wenn man Ferien machte. Niemand wäre auf den Gedanken gekommen, abends nach Muizenberg zu fahren, um einen Spaziergang zu machen.



© Derman

Derman erkundet auf eigene Faust den Strand

Zu Spaziergängen fuhr man nach Sea Point. Die Eltern fuhren mit dem Auto dorthin, und man teilte sich in Stämme auf: Jungen gingen mit Jungen, Mädchen mit Mädchen - und beobachteten sich gegenseitig an heißen Sommerabenden während der Ferien. Die Eltern bummelten getrennt auf demselben Streifen. Später am Abend traf man wieder mit ihnen zusammen, um nach Hause zu fahren.

Wenn Muizenberg Brighton war, dann war Sea Point Nizza oder Venedig. Am Strand reihte sich ein Café ans andere, eine Pizzeria an die nächste, und die Wohnblocks zierten sich stolz mit Namen von der französischen oder englischen Riviera (Marseille, San Remo). Man konnte Gelati, Frullati, Espresso und Cappuccini kaufen. Diese ganze italienische Exotik war im Boom der Nachkriegsjahre aufgekommen, als Italien, obwohl es noch wenige Jahre zuvor zu den Achsenmächten gehört hatte, auf wundersame Weise zum Synonym für kultivierte Küche, anspruchsvolles Kino und schicke Kleidung geworden war. Deutsche Erzeugnisse durfte man noch nicht kaufen, aber italienische waren in Ordnung.

Manches war schicklich, anderes nicht. Jedes Verhalten hatte eine Bedeutung. Gab es irgendetwas, das neutral war?

Das Zentrum von Muizenberg

Eines Nachmittags, als er vier Jahre alt war, saß er im Wohnzimmer auf dem Boden und hörte Radio, verfolgte voller Schuldgefühle eine Sendung über Jesus und das Christentum. Es klang wunderschön, es gefiel ihm, aber er wusste, es war nicht gut, das zu mögen.

Im Zentrum von Muizenberg befand sich ein stattlicher, von einer hohen Kuppel gekrönter Pavillon und darin eine Milchbar, in der man auf hohen, drehbaren, mit rotem Leder bezogenen Barhockern sitzen und Milchshakes oder Bananasplits bestellen konnte. Im rechten Winkel zu dem Kuppelbau schloss sich eine Spielhalle mit ausschließlich mechanischen Spielgeräten an. Bei einem von ihnen warf man einen der damaligen großen Kupferpennys in einen Schlitz und auf die Schienen eines senkrecht stehenden, von einem Glaskasten umgebenen Rades. Dann schob man den Penny über die Schienen, indem man das Rad zur einen oder anderen Seite neigte, wobei die Münze nicht über den Rand kippen durfte.

Der Gewinn bestand darin, dass man den Penny zurückbekam. In dieser Spielhalle gab es auch ein kleines Studio, in dem man gegen eine Gebühr seine Stimme auf einer kleinen, dünnen, mit Schellack überzogenen Scheibe aufzeichnen lassen konnte. Er besaß immer noch solch eine 78er Platte, auf der sein Vater vor Jahren hatte aufzeichnen lassen, wie er „Mother

Goose“ auf sagte, unterbrochen von Stichworten, die sein Vater mit starkem jiddischem Akzent hörbar einwarf. Es gab keine Möglichkeit mehr, sie abzuspielen.

Links von dem Pavillon lag die lange Betonpromenade. An ihrem Eingang befand sich ein drei Meter hoher, sechseckiger, fensterloser Bau, in dem eine Camera obscura untergebracht war. Deren Linse warf von oben auf einen in der Mitte des Baus stehenden Tisch die staunenerregend bewegten Bilder der Leute, die draußen über die Promenade flanierten. An sonnigen Tagen nahm sein Vater ihn gerne mit dorthin.

Baumwollshorts mit Gummizug

Als er einmal während des Sommers müßig am Eingang zur Promenade stand, sprach ihn ein älterer Jude an, der ihm erzählte, dass er mit dreizehn Jahren die jüdische Religion und seine Vorbereitungen für das Barmizwa-Fest als unbefriedigend empfunden und sich Jesus zugewandt hatte. Dem Jungen erschien das überzeugend und verlockend, und er hatte Angst, er könnte sich ganz plötzlich zum Christentum bekehren.



© Derman

Mit einem Freund (links) an der Strandpromenade

Am Ende seines ersten Schuljahrs in der Grundschule unternahm seine Familie einen Tagesausflug nach Muizenberg. Als er müde vom Laufen war, nahm sein Vater ihn huckepack. Irgendwo nicht weit von der Spielhalle sah er einen Klassenkameraden, der sah, dass sein Vater ihn huckepack trug. Er vergrub sein Gesicht im Rücken seines Vaters; es war peinlich, in diesem Alter noch getragen zu werden.

Seine Mutter konnte gut mit der Nähmaschine umgehen. Im Sommer nähte sie ihm Baumwollshorts mit einem Gummizug um die Hüfte, die er am Strand trug. Sie waren ihm peinlich und ein wenig zu weit an den Beinen. Im Winter strickte sie ihm Fair-Isle-Pullover nach dem Muster der importierten Sweater, die seine Vettern besaßen. Seine Vettern hatten mehr Spielzeug als er und waren sehr wild. Wenn sie in Streit gerieten, kämpften sie auch körperlich miteinander, so dass ihre Mutter ihnen drohte, es dem Vater zu erzählen.

Im Rückblick schien es ihm, dass er teils verwöhnt, teils eingeeignet war.

Die Lidins

In diesem Sommer in Muizenberg verliebte er sich in ein zwölfjähriges Mädchen namens Anna Lidin. Sie war dunkelhäutig und mollig und schwarzhaarig und selbstbewusst; sie schminkte ihre Lippen pink und trug einen goldenen Davidstern an ihrer Halskette. Nach ein

paar Tagen war sie so braun, dass sie als Farbige hätte durchgehen können. Eines Tages sagte ihr ein Schaffner im Zug von Cape Town nach Muizenberg, sie solle in den Waggon gehen, in den sie gehöre. Anna schüttelte nur den Kopf und lachte.

Auch die Lidins verbrachten zwei Wochen im „Queen’s Hotel“. Herr Lidin war klein und still; Frau Lidin, ebenso dunkel wie ihre Tochter, war rundlich und hatte ein fröhliches, von früherer Akne gezeichnetes Gesicht. Es war nichts Besonderes an ihnen, nichts, das sogleich aufgefallen wäre. Außer Anna hatten sie noch einen Sohn, Ivan, der etwa zehn Jahre alt war.

„Hätten sie keinen besseren Namen finden können?“, fragte die Mutter des Jungen seinen Vater rein rhetorisch. „Jeder russische Bauer heißt Ivan.“

Anna und ihre Familie, der Junge eingeschlossen, waren gleichfalls prost. Doch die Lidins waren in Südafrika geboren, sprachen ohne Akzent und hatte keine Vorstellung davon, wie peinlich es war, ihrem jüdischen Sohn einen russischen Bauernnamen zu geben. Herr und Frau Lidin bummelten nach dem Abendessen im „Queen’s Hotel“ gemeinsam über die Promenade, die Arme wechselseitig um die Hüften gelegt, ein Paar, das in der Assimilation eine Generation weiter war als seine eingewanderten Eltern.

Dass die Silverbergs prost waren, spürte man sofort. Bei den Lidins war es subtiler. Aber Anna war hübsch, die Lidins waren nett, und sie gingen warmherzig miteinander um. War es wirklich so schlimm, prost zu sein?

Das „Prostsein“

Prost zu sein war ein familienbedingter Mangel, abhängig von Erziehung und Beruf. Prost war nicht dasselbe wie „ungebildet“, auch wenn eine gewisse Korrelation zwischen beidem bestand.

Das „Prostsein“ hatte etwas damit zu tun, wie man aufgewachsen war. Ganze Familien waren prost. Das Gegenteil von prost war „eidel“ - „kultiviert“, „feinsinnig“ und „dezent“.

Eidel bedeutete nicht „gebildet“. Man konnte ungebildet und ohne höhere Schulbildung und dennoch eidel sein.

Eidel zu sein war angeboren; man war es von Natur aus.

Das traurige Leben der Hausmädchen

Die farbigen „Hausmädchen“, die alle Familien in der vollständig weißen Nachbarschaft des Jungen beschäftigten, waren wahrscheinlich auch sämtlich prost, aber das war nicht ihre Schuld. Sie wohnten in kleinen, an das Haus der Familie angebauten Räumen. Wenn ihre Tagesarbeit vorüber war, lebten sie, wie es schien, ihre Dramen aus Sex und Gewalt in einer von der ihrigen getrennten Welt. Das Hausmädchen seiner Familie empfing ihren Freund Walter abends in ihrem Zimmer. Wenn seine Eltern ihn samstagabends allein ließen, um ins Kino zu gehen, kam Walter aus dem nahe gelegenen Waisenhaus, in dem er arbeitete, herüber, und beide zogen sich in das Zimmer des Hausmädchens zurück.

Dort tranken, stritten und kämpften sie miteinander. Eines Samstagabends um 23 Uhr kam sie aus ihrem Zimmer ins Haus gelaufen. Als Walter versuchte, einzudringen, obwohl sie die Tür verriegelt hatte, brachte sie einen ganzen Kessel Wasser zum Kochen und schüttete es aus dem hinteren Fenster im ersten Stock auf ihn hinunter. Als Walter ein paar Jahre danach hinter dem Haus durch den Garten streifte, um in den Hinterhof einzudringen, in dem ihr Zimmer lag, rief der Vater des Jungen durchs Fenster: „Stehen bleiben, oder ich schieße!“ Und Walter machte sich davon.

Manche Hausmädchen hatten ein trauriges Leben. Ihre eigenen Familien und oft auch ihre eigenen Kinder lebten weit im Landesinneren bei Verwandten, während die Hausmädchen sich um anderer Leute Kinder kümmerten.

Das sexuelle Element im „Prostsein“

Warum war „Prostsein“ für seine eingewanderten Eltern eine so große, für die Charakterisierung der Leute so wichtige Sache?, fragte er sich Jahre später. War es der Narzissmus der kleinen Unterschiede? Die Apartheid vergrößerte die schmale Kluft zwischen den armen Weißen und den Farbigen, von denen sie doch gar nicht so verschieden waren. Vergrößerte so auch der Gedanke des „Prostseins“ auf nützliche Weise die Kluft zwischen einander ganz ähnlichen Juden, indem er die einen erhob und die anderen herabsetzte? Waren sie nicht alle gleichermaßen Kinder Gottes?, fragte er sich.



© Derman

Muizenberg, der Urlaubsort der Familie Derman

Oder war es das sexuelle Element im „Prostsein“, das es so tadelnswert machte? Menschen, die als prost bezeichnet wurden, hatten, so schien es dem Jungen, etwas von mangelnder Zurückhaltung, etwas Leidenschaftliches, eine schamlose Bereitschaft, aussichtslose Risiken einzugehen. Wussten seine Eltern um die Verlockungen der Vulgarität, und fürchteten sie, man könnte dadurch nivelliert werden oder sozial absinken? War das der Grund, weshalb sie das „Prostsein“ verabscheuten?

Kultiviert und reich

Sein Vater war Geschäftsmann. Seine Eltern waren weltlich ausgerichtet, aber nicht prost. Sein Hebräischlehrer war gar nicht weltlich, ein Gelehrter, und kam zu seinem Vater, um sich in finanziellen Dingen beraten zu lassen. Doch selbst dieser Lehrer und Gelehrte scheute das „Prostsein“ und war entsetzt, als seine Tochter den Sohn eines Fleischers heiratete. Dennoch hatte Respektabilität nicht nur eine einzige Dimension. Reichtum konnte einen Mangel an Vornehmheit wettmachen. Es gab da einen unausgesprochenen Kompromiss zwischen

„Prostsein“ und Reichtum. Der Junge kannte Familien, die reicher, aber in höherem Maße prost waren, wie auch Familien, die weniger wohlhabend, aber kultivierter waren. Seine Familie schien zu glauben, so schloss er, sie wäre die konvexe Kombination aus Geld und Kultivierung und befände sich gleichsam am Sattelpunkt: kultivierter als reichere und reicher als kultiviertere Leute.

Vielleicht weil seine Eltern es so verabscheuten, hatte es für ihn etwas Faszinierendes, prost zu sein. War es diese verbotene Anziehungskraft der Energie und Vulgarität, die hinter seiner Haltlosigkeit stand?

Wenn man seinen Halt verlor, konnte man alles machen, was man wollte. Aber wer wusste, wohin das führen mochte?

Aus dem Englischen übersetzt von **Michael Bischoff**.

Emanuel Derman ist der Verfasser von „My Life as a Quant“ (2004) und „Models - Behaving Badly“ (2011). Er wurde in Südafrika geboren, lebte als Erwachsener aber die meiste Zeit in Manhattan, wo er an Fragen der theoretischen Teilchenphysik und des Financial Modelling arbeitete. Gegenwärtig ist er Professor an der Columbia University und leitet das dortige Ausbildungsprogramm zum [Financial Engineering](#). „Prost“ ist Teil eines noch in Arbeit befindlichen Romans, der den Arbeitstitel „Heavy Women“ trägt.

Quelle: F.A.Z.